

Der Kirchentag

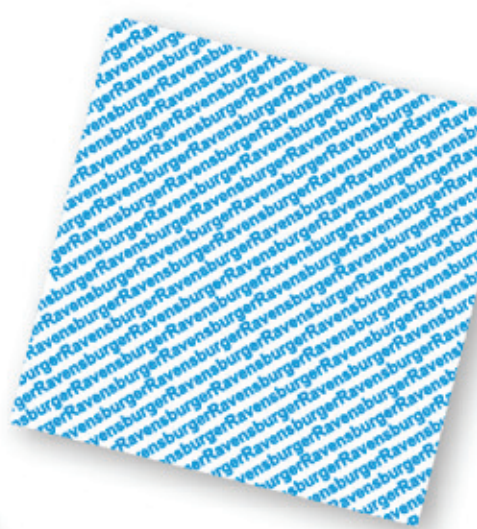
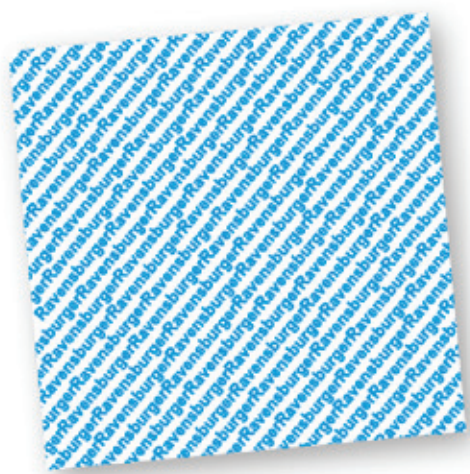
Das Magazin

kirchentag.de

Ausgabe 02/2020



Stadt – Land
Lebenswelten im Vergleich



Deutscher
Evangelischer
Kirchentag



DAS FEST DES GLAUBENS DEUTSCHER EVANGELISCHER KIRCHENTAG



Deutscher Evangelischer Kirchentag Dortmund 2019

Dokumente
Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegeben von Stefanie Rentsch und Julia Helmke

ca. 648 Seiten mit 32 Bildseiten / gebunden
ca. € 99,00 (D) / € 101,80 (A) / CHF* 134,00
*empf. Verkaufspreis
ISBN 978-3-579-08213-4
Erscheint im August 2020

Der Dokumentarband versammelt die wichtigsten Bibelarbeiten, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Foren und liturgischen Veranstaltungen des Kirchentages in Dortmund. Damit ist er eine unerlässliche Hilfe zur Nachbereitung dieses kirchlichen Großereignisses, das sich als Forum für kritische Debatten zu den brennenden Themen unserer Zeit versteht.



Deutscher Evangelischer Kirchentag – Wurzeln und Anfänge

Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegeben von Ellen Ueberschär

304 Seiten / gebunden
€ 19,99 (D) / € 20,60 (A) / CHF* 28,90
*empf. Verkaufspreis
ISBN 978-3-579-08209-7
Auch als E-Book erhältlich

Gegründet wurde der Kirchentag im Jahr 1949. Wer aber hatte die Idee zu einem Kirchentag? Welche Herausforderungen standen am Anfang? Die Wurzeln liegen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, im Widerspruch gegen die deutsche Teilung, in der kirchlichen Erneuerung durch die internationale Ökumene. Persönlichkeiten aus Kirche und Gesellschaft, vor allem Reinold von Thadden, brachten die Idee Kirchentag voran. Wer die Gründerpersönlichkeiten waren und was sie bewirkten, zeigt dieser Band auf. Mit bisher unbekanntem Quellen werden die Anfänge des Deutschen Evangelischen Kirchentages freigelegt.



Liebe Leserinnen und Leser,

es sind besondere Zeiten, Zeiten der Verunsicherung – wie geht es mit Corona weiter, Zeiten der Hoffnung, dass es keine zweite Welle gibt, eine Zeit des Wartens, wann weitere Normalität eintritt. Kirchentag in Zeiten von Corona ist eine Herausforderung, wo das gestern Gesagte heute vielleicht nicht mehr gilt. Planungen des Ökumenischen Kirchentages unter erschwerten Bedingungen. Wie das gemeistert wird, darüber schreibt Generalsekretärin Julia Helmke in dieser Ausgabe.

Unser Schwerpunktthema aber widmet sich den unterschiedlichen Lebensbedingungen in Stadt und Land – wissenschaftlich und persönlich.

Wo der Zugang zu Bildung, Arbeit und Gesundheitsversorgung fehlt, fühlen sich Menschen abgehängt. Ein internationales Forschungsteam geht in sieben EU-Ländern den Ursachen auf den Grund. Im Interview berichten sie über ihre Ergebnisse.

Wie Eigeninitiative aussehen kann, wenn ein Strukturwandel bevorsteht, zeigt die Reportage über die Lausitz, die vom Kohleausstieg betroffen ist. Was Wohnen und Leben an

verschiedenen Orten ausmacht und wie nachhaltige Mobilität gelingen kann, darüber spricht Raumplanerin Dr. Andrea Dittrich-Wesbuer.

Stadt oder Land – wo lebt es sich am besten? Das haben wir vier Kirchentags-Menschen gefragt. Sie geben ganz persönlich Einblick, wo ihr Stadt-Land-Herz schlägt. Und wir nehmen Sie mit auf einen besonderen Stadtspaziergang durch Frankfurt am Main. Das Open Urban Institute wirft dabei einen ganz eigenen Blick auf die Stadt des 3. Ökumenischen Kirchentages.

Kultur spielt auch in diesem Heft wieder eine große Rolle, in unserer Serie stellen wir – poetisch beschrieben – den STAUNRAUM vor, eine kreative Idee für den 3. ÖKT 2021. Im Porträt geht es um den Künstler, Regisseur und das Mitglied des Präsidiums, Benjamin Heisenberg. Ein spannendes Lesevergnügen durch eine biografische und filmografische Welt.

Wir wünschen viel Freude bei der Lektüre

Sirka Jendis
Chefredakteurin

Britta Jagusch
Redaktionsleiterin





Die Arbeit „Veritas #2 Movement“ von Benjamin Heisenberg bezieht sich auf den Tessiner Ort „Monte Verità“, der Anfang des 20. Jahrhunderts ein bekannter Treffpunkt von Lebensreformern, Pazifisten, Künstlern, Schriftstellern sowie Anhängern unterschiedlicher alternativer Bewegungen war. (Technik: Wachsmalerei, Pigment, Digitalcollage, Digitaldruck auf Papier, 136 x 132 cm, Unikat)

6 Durch und durch Künstler

Im Porträt: Benjamin Heisenberg
Jakob Hoffmann



8 schaut hin

Gedanken zur Entstehung des Kampagnenmotivs
Benjamin Schwarz

10 Wo man lebt, macht einen Unterschied

Interview mit Yuri Kazepov und Tatjana Boczy
Britta Jagusch

14 Zukunft gestalten ...

Wie Lausitzer den Strukturwandel in die Hand nehmen
Sandra Kirchner

16 Mobilität vielfältiger denken!

Fünf Fragen an Andrea Dittrich-Wesbuer
Britta Jagusch



18 Stadt oder Land – wo lebt es sich am besten?

Persönliche Eindrücke von Kirchentags-Menschen
Arnd Schomerus, Christina Aus der Au,
Franca Fedderer, Richard Lange

20 Der besondere Blick

Stadtspaziergang mit dem Open Urban Institute Frankfurt
Anne Lemhöfer



22 STAUNRAUM

Eine Ideenwelt des 3. Ökumenischen Kirchentages
Jelena Herder

24 Kirchentag in Zeiten von Corona

Eine Bestandsaufnahme in Vertrauen auf Gott
Julia Helmke

26 Blickwechsel

Kirchentag zwischen Stadt und Land
Julia Helmke



Foto: picture alliance/dpa

Durch und durch Künstler

Benjamin Heisenberg ist Regisseur, Autor und bildender Künstler. Seit 2015 ist der 46-Jährige Mitglied im Präsidium des Kirchentages. *Jakob Hoffmann*

„Ins Wasser fällt ein Stein!? Damit kannst Du mich jagen.“ Diese Lieder, protestantischer Pop, erinnern Benjamin Heisenberg stark an die Hellholzmöbel evangelischer Gemeindehäuser. Darüber hat er sich früher gerne lustig gemacht. Als Kind hat er in einem katholischen Knabenchor in Würzburg gesungen.

Zum Autor: Jakob Hoffmann ist Jugendbildungsreferent im VCP Hessen und ehrenamtlich Veranstalter im Bereich Comic, Film und zeitgenössische Kunst. Er lebt in Frankfurt am Main.

Die Matthäuspassion und das Weihnachtssoratorium waren sehr starke Eindrücke für mich.“ Angesichts dieser Zwiespältigkeit gegenüber christlicher, speziell protestantischer Ästhetik hat es Heisenberg durchaus überrascht, als er kurz vor dem Kirchentag in Stuttgart gefragt wurde, ob er sich für das Präsidium des Kirchentages bewerben wolle.

Er schaute sich die Veranstaltung an, sagte zu und wurde gewählt. Ein Aha-Erlebnis seines ersten Kirchentages waren für ihn die Fahrten mit der Straßenbahn. „Plötzlich begannen junge Leute eines dieser modernen Lieder zu singen. Und nicht nur ich, sondern auch einige Stuttgarter ‚Zivilisten‘ um mich herum schauten erst erstaunt, dann belustigt und dann begeistert und sangen teilweise mit. Das hat mir gefallen, und ich dachte, wie toll es ist, so einen guten Spirit in die Städte und zu den Menschen zu tragen.“

Kirche als kontemplativer Raum

Kirchenfern, nicht fromm, aber mit einem persönlichen Glauben liebt er Kirchen als kontemplativen Raum, nicht als Ort für Gottesdienste. Was interessiert ihn künstlerisch an Kirche, an Religion? „Zeichensysteme interessieren mich besonders. Zum Beispiel das Kreuz. Die Verbindung von der Waagerechten – dem Irdischen – und der Senkrechten – dem Spirituellen. In meinem Film „Räuber“ (2010) versteckt sich der gejagte Protagonist auf einem Berg mit Gipfelkreuz, in einer Höhle. Das ist ein Moment der Transzendenz, es geht um Vergebung, aber auch um den bevorstehenden Tod.“



Alle Fotos: Benjamin Heisenberg

Motiv aus dem Spielfilm „Der Räuber“

Heisenberg mag Filme. Er fühlt sich von Details, von Einstellungen angesprochen, er lässt sich beeindrucken, aber nicht gerne belehren. Dafür machen ihm Filme viel zu sehr Spaß. Ziel für ihn als Regisseur ist es, eine persönliche Beziehung zwischen Gezeigtem, Filmemacher und Zuschauer herzustellen. Als Künstler interessiert ihn alles am Film, das Amalgam von Ton, Licht, Schauspiel, Geschichte, Ausstattung. Entscheidend ist dabei die Haltung. „So wie ich die Welt empfinde, kommt das Gute genauso vor wie das Schlechte.“ So soll sich das auch in seiner Kunst zeigen.

Familienname mit Gewicht

Eine frühe Videoarbeit („Bombenkönig“) wirkt wie eine Reflexion auf das Motto des kommenden Kirchentages. Kinder beschreiben darin ein laufendes Videospiel, das die Zuschauer nie zu sehen kriegen. „Wer sieht was, was lenkt unser Schauen, was fängt unseren Blick? Wir sehen jemanden, der etwas sieht und das beschreibt. Darin liegt eine Freiheit, die eigene Vorstellung wird beflügelt, immer mit dem Risiko, dass wir uns täuschen.“ Heisenberg ermuntert zu philosophischer Reflexion wie Platon beim Höhlengleichnis, seine Mittel aber sind Kinder und ein simples Videospiel. Fröhliche Wissenschaft. Vielleicht ist eine solche Haltung auch eine wirksame Strategie, mit dem Gewicht eines großen Namens umzugehen. Sein Großvater, der Nobelpreisträger Werner Heisenberg, ist einer der bedeutendsten Physiker des 20. Jahrhunderts, die Mutter ist die Nichte von Carl Friedrich und Richard von Weizsäcker.

Vom Jockey zum Künstler

Aufgewachsen in einer Zehntscheuer einer alten Ritterburg wurde Heisenberg zum passionierten Reiter, sein Bruder drehte Ritterfilme auf Super 8. „Mit 16 war ich so schlecht in der Schule, dass ich meine Eltern anschrie, ich würde jetzt die Schule schmeißen und Jockey werden. Mein Vater blieb zu meinem Erstaunen ganz ruhig und sagte: ‚Gut, dann probier´s doch mal mit einer Lehre aus.‘ So stand ich also jeden Tag um fünf Uhr auf und mistete auf dem Reitstall des Hofes die Pferde­ställe aus. Nach ein paar Wochen war mir klar, dass ich doch nicht für diesen Weg gemacht war, und ich bin viel zufriedener wieder zur Schule gegangen.“

Die Kunst begleitete Benjamin Heisenberg von Anfang an. „Bei uns wurde immer schon gezeichnet und gemalt. Mein Onkel Andreas von Weizsäcker war Künstler, ein tolles Vorbild und ein guter Freund.“ Und auch der spätere Kunstlehrer inspirierte Heisenberg. „Bei ihm durfte ich meine verrückten Ideen realisieren, zum Beispiel

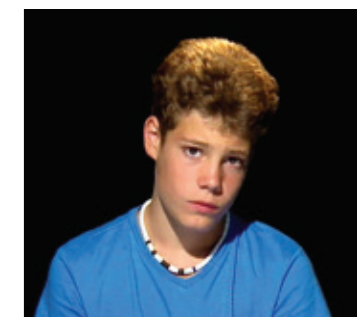
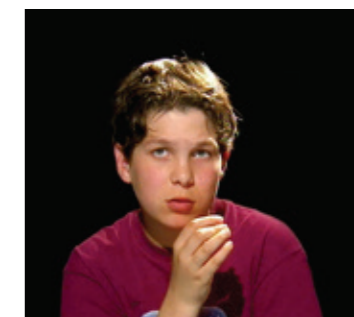
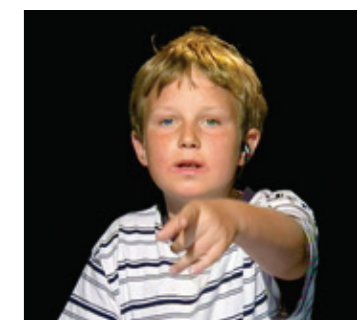
Bügeleisen und Telefone im Töpferofen schmelzen, bis der Feueralarm losging und die Schule evakuiert werden musste. Aber dabei entstanden Arbeiten, mit denen ich mich bei der Kunstakademie bewerben konnte und auch genommen wurde.“

Von der Bildhauerei zum Film

In München studierte er zunächst Bildhauerei. Zum Film kam Heisenberg durch die Lust an erzählerischen Elementen in der Kunst. „Das hat sich langsam aus meinen Arbeiten entwickelt. Ich habe parallel immer mehr Filmklassiker in der Lupe 2, dem Theatiner Kino und dem Maxim in München gesehen und dabei eine Liebe zu dieser Kunstform entdeckt.“

„Schläfer“ war der Film, mit dem Heisenberg bekannt wurde, das war 2005. Der Film erzählt von einem jungen Wissenschaftler, der vom Verfassungsschutz gebeten wird, seinen muslimischen Kollegen zu bespitzeln. „In ‚Schläfer‘“, so Heisenberg „geht es darum, dass das Alltägliche seine Unschuld verliert. Glaube spielt dabei eine zentrale Rolle. Glaube ich den Behörden, die wollen, dass ich einen Freund ausspitzele? Glaube ich dem Freund, der als gläubiger Moslem verdächtig ist? Woran kann ich mich orientieren? Die sterbende Großmutter findet Halt in der Bibel. Deswegen endet der Film mit Psalm 23. Er ist ein spirituelles Angebot, das für den Protagonisten allerdings nicht mehr infrage kommt.“

Heisenberg ist Künstler durch und durch. Film ist ein Medium, eine Form, die ihn fasziniert. Aber er ist nicht darauf festgelegt. Die bildende Kunst ist ihm bis heute genauso wichtig. In seinem Atelier, einer Scheune bei Luzern, arbeitet er an großformatigen Bildern. Aktuell sind das Collagen unter der Überschrift „Movements“. Er untersucht damit gesellschaftliche Bewegungen, alte und gegenwärtige.



In der Videoarbeit „Bombenkönig“ beschreiben Kinder ein laufendes Videospiel, das den Zuschauern verborgen bleibt.

Dass Hinschauen mehr ist als Hinsehen, zeigt die Kampagne des 3. Ökumenischen Kirchentages auf ganz eigene Weise. Gedanken zur Entstehung des Motivs von Benjamin Schwarz, Geschäftsführer der Agentur Part.

schaut hin
Mk 6,38



3. Ökumenischer Kirchentag

Frankfurt am Main, 12.-16. Mai 2021

oekt.de — Servicenummer: +49 69 24 74 24-0

Können Sie zwei Plakate beschreiben, die Sie in letzter Zeit gesehen haben? Oder vielleicht eins? Ich auch nicht.

Jede Kampagne soll Menschen dazu bringen, hinzuschauen. Und das ist ein Grund, warum wir es kaum noch tun. Aber was, wenn eine Kampagne auf genau diese Aufforderung reduziert ist? Schaut hin. Diese banale Hürde galt es zu durchbrechen. Wie bringen wir Menschen tatsächlich dazu, hinzuschauen? Und zwar natürlich nicht nur auf unser Plakat, unser Key-Visual, unser Bild?

In einer Zeit, in der es überall immer um visuelle Hoheit geht: Wer schafft es, mit Bildern, seien es Fotos, Filme oder sprachliche Bilder, Aufmerksamkeit zu generieren? Im Straßenbild zerstört dieser Wettkampf am Ende jede Ästhetik. Und natürlich eliminieren sich die visuellen Schreihälse im Kampf um Aufmerksamkeit am Ende gegenseitig. Alle sind laut, also schauen wir einfach nicht mehr hin.

Und online ist dieser Kampf noch intensiver: User*innen erstellen selbst ohne Ende Content. Und dabei handelt es sich meist um visuelle Inhalte: Fotos von Essen, Kindern und Tieren dominieren die sozialen Netzwerke. Warum soll ich mir dann auch noch Werbung ansehen?

Menschen stellen ihre Körper zur Schau, weil sie sich größere virtuelle Aufmerksamkeit (Likes, Shares, Follower) davon versprechen. Wer digitale Herzchen sammelt, fühlt sich beliebt. Nicht selten wird versucht, dadurch das Fehlen wahrhaftiger Zuneigung und Aufmerksamkeit zu kompensieren. Kein Wunder, soll doch in unserer Wachstumsgesellschaft alles immer mehr, immer größer, immer besser werden. Das gilt nicht zuletzt für Aufmerksamkeit. Ein selbstverständliches Bedürfnis, das in zu hohen Dosen mittlerweile wie eine Droge das Verhalten von Menschen leitet. Doch der Kampf ums Publikum lässt dieses immer mehr die Augen verschließen, wegsehen, resignieren.

Wie kann man also ein Motiv finden, bei dem Menschen nicht nur tatsächlich hinschauen, sondern auch noch merken, dass es sich dabei um ein anderes Hinschauen handelt als um das Betrachten von Kaufanreizen, Programmhinweisen, Propaganda oder anderer substanzloser Botschaften?

Zum Autor: Benjamin Schwarz ist Geschäftsführer und Creative Director der Agentur Part in Berlin und Entwickler des Kampagnenmotivs für den 3. ÖKT.

Als Agentur haben wir uns gefragt, wie wir diese schwammige inhaltliche Unschärfe, die uns tagtäglich begegnet, durchbrechen können. Indem wir Menschen dazu animieren, wirklich genauer hinzuschauen, indem wir sie dazu bringen, die Augen zusammenzukneifen, den Kopf nach vorn zu schieben, sich zu nähern, sich mit etwas auseinanderzusetzen, und ihnen am Ende eher eine Frage als eine Antwort geben. Wer die Augen zusammenkneift, um genauer hinzuschauen, der ist automatisch konzentrierter, dessen Aufmerksamkeit haben wir – für diesen Moment – gewonnen.

Dieser unscharfe Schriftzug lässt Menschen innehalten und versuchen, genauer zu erkennen.

Und dann steht da: schaut hin. Der selbstreferenziell anmutende Effekt (Na, ich schau doch gerade hin!) führt zur Erkenntnis, dass Hinschauen mehr ist als Hinsehen. Ich soll also genauer hinschauen. Nicht zuletzt auf den hellen Schein, der das Dunkelblau durchbricht und den Blick auf den Absender dieser Botschaft lenkt: den 3. Ökumenischen Kirchentag.

Der helle grafische Verlauf erinnert bewusst an die Sonne. Er soll Licht und Wärme ausstrahlen. Er ist das positive Zeichen: Von hier geht Hoffnung aus. Hier ist der 3. Ökumenische Kirchentag.

Denn da ist jemand, der auf uns schaut. Aber auch wir schauen von oben auf unseren Planeten und den Zustand, in den wir ihn gebracht haben.

Wir sagen: Schaut hin! Verschließt Eure Augen nicht vor Leid, vor Unheil, vor Klimakrise und humanitären Katastrophen. Schaut hin, gerade weil es so anstrengend ist, zu erkennen, was richtig und was falsch ist.

Denn wir sagen auch: Wir können etwas tun. Und das gibt uns Hoffnung. Schaut hin und erkennt das Positive. Gerade jetzt ist dies eine Fähigkeit, die jeder Mensch braucht.

In dieser Unschärfe liegt Bewegung und Vergänglichkeit:

schaut hin und tut was, bevor es zu spät ist;
schaut hin – die Welt verändert sich;
schaut hin – zum 3. Ökumenischen Kirchentag,
bevor er vorüber ist.

Stadt, Land, Verdruss?

Wo man lebt, macht einen Unterschied – den Ursachen und Einflussfaktoren territorialer Ungleichheit geht das internationale Forschungsprojekt COHSMO auf den Grund, angesiedelt an der Universität in Wien. Ein Interview mit Yuri Kazepov und Tatjana Boczy.

Der Kirchentag – Das Magazin: Ihr Forschungsteam befasst sich mit dem Stadt-Land-Vergleich – was untersuchen Sie genau?

Forschungsteam COHSMO: Wir erforschen in sieben EU-Ländern, inwieweit sich die Lebensqualität und der Zugang zu Ressourcen vom Land über den suburbanen Raum zur Stadt hin unterscheiden und was dies für den sozialen Zusammenhalt bedeutet. Ein gut ausgebautes öffentliches Verkehrsnetz, Kinderbetreuungsmöglichkeiten und ein vielfältiges Angebot an Bildungsangeboten – was in der Stadt selbstverständlich ist, wird auf dem Land schnell zur Mangelware. Gravierende Unterschiede gibt es zum Beispiel bei den Öffnungszeiten der Kitas. Auf dem Land wirkt sich das insbesondere auf die Erwerbsquote von Frauen aus. Darüber hinaus stellen wir fest, dass strukturell ländliche Regionen benachteiligt sind, weil es meist an einflussreichen wirtschaftlichen und politischen Netzwerken fehlt. Wir versuchen auch herauszufinden, was dieses Stadt-Land-Gefälle mit dem gesellschaftlichen Zusammenhalt macht und welche Maßnahmen bestehende räumliche Ungerechtigkeiten reduzieren könnten.

Welche Einflussfaktoren haben Sie ausgemacht?

Ausreichende Kinderbetreuung, die Möglichkeit, eine Ausbildung zu machen, sich zu qualifizieren und auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, sind zum einen staatliche Versorgungsfragen. Also, wie will oder kann man – mit finanziellem Aufwand – flächendeckend die Versorgung der Bevölkerung gewährleisten. Und, welche Bereiche stehen im Vordergrund, welche werden eher vernachlässigt.

Zum anderen können historisch gewachsene Strukturen und gemeinschaftlicher Zusammenhalt lokale Probleme angehen und lösen. Ländliche Regionen versuchen sich in der Selbsthilfe, um Bedingungen vor Ort zu verbessern. Man organisiert Kleinkindbetreuung, Feste, um den Tourismus anzukurbeln, und versucht innovative Ideen vor Ort zu fördern. Ein Beispiel ist die Firma Sonnentor im Waldviertel bei der Grenze zu Tschechien. In diesem sehr abgelegenen Gebiet hat sich mit biologischer Landwirtschaft für Tee und Kräuter ein weltweit exportierendes Unternehmen angesiedelt. Damit dies gelingt, braucht es Strukturen, die unterstützend und fördernd für diese Art der Selbsthilfe sind.

Im Projekt richten Sie den Blick auf Italien, Dänemark, Großbritannien, Österreich, Polen, Litauen und Griechenland – wo sehen Sie Unterschiede?

Es gibt sehr viele Unterschiede. Beispielsweise bei den politischen Strukturen und der Frage: Werden Maßnahmen regional/lokal geregelt oder zentral in einem Ministerium, das sich vielleicht auch noch wenig mit regionalen Bedürfnissen beschäftigt? In Österreich sind die Bundesländer stark involviert im politischen Prozess. Damit werden regionale Charakteristika in diesen Prozess miteinbezogen. Ähnlich wie in Deutschland. In Italien spielen die Regionen eine untergeordnete Rolle und können somit auch nicht ihre Regionalentwicklung an die lokalen Gegebenheiten anpassen, trotz großer regionaler Unterschiede. In Großbritannien ist das auch so, und abgehängte Regionen kommen nicht mehr aus ihrer schlechten Situation heraus. Aber da gibt es auch ganz



Zur Person:

Tatjana Boczy, BA MA, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und PhD-Kandidatin am Institut für Soziologie an der Universität Wien.



Zur Person:

Prof. Yuri Albert Kyrill Kazepov, PhD, leitet das Forschungsteam COHSMO und ist stellvertretender Vorstand des Instituts Soziologie an der Universität Wien.

konkrete Beispiele, bleiben wir bei der Kinderbetreuung: In Italien werden die kleinen Kinder viel eher von den Großeltern betreut als in teuren, schlecht ausgestatteten Tagesstätten. In Dänemark ist es ganz selbstverständlich, dass Kinder früh in der Kinderkrippe sind und beide Eltern erwerbstätig, auch in ländlichen Regionen. Obwohl es in allen Ländern Unterschiede zwischen Stadt und Land gibt, kommt es immer darauf an, wie damit umgegangen wird

Können Sie noch ein Beispiel nennen?

Nehmen wir das Beispiel Arbeitslosigkeit. In Großbritannien gibt es im ländlichen Raum eine Telefonhotline, bei der Arbeitslose anrufen können, sie haben also keinen persönlichen Kontakt zu einem Arbeitsvermittler, das spart Strukturen. In Österreich gibt es den Arbeitsmarktservice (AMS) mit Ansprechpartner*innen vor Ort. Diese lokalen Mitarbeiter*innen kennen die Bedingungen vor Ort und können so wertvolle Schnittstellen zwischen lokalen Betrieben und Arbeitssuchenden sein. Darüber hinaus erkennen diese Personen schneller Problemlagen und können bessere Lösungsansätze bieten, denn ihre Ideen bauen auf lokalem Wissen auf. Erfolgreicher für die Bekämpfung von Arbeitslosigkeit und Armut ist das Modell in Österreich.

Welche weiteren Faktoren haben Einfluss auf die Unterschiede?

Es geht um die Verteilung von Ressourcen, um Familienstrukturen und Geschlechterrollen: Das sind entscheidende Faktoren, die auch Auswirkungen auf sozialpolitische Maßnahmen haben. Wird zum Beispiel

erwartet, dass Frauen auf dem Land eigentlich Hausfrauen sind, gibt es auch keine Nachmittagsbetreuung in Kindertagesstätten. Somit wird es Frauen in solchen Gegenden unmöglich gemacht, einen Beruf in Vollzeit auszuüben und, in Folge, auch im Alter besser abgesichert zu sein. Die jungen Frauen auf dem Land ziehen dann weg, wenn sie können, weil es für viele keine erstrebenswerte Perspektive mehr ist, nur für den Haushalt und die Kinder da zu sein. Es kann auch darauf hinauslaufen, dass wertvolle Ressourcen ungünstig verteilt werden. Beispielsweise ziehen die Menschen vom Land in das städtische Umland. Dort gibt es Ballungszentren mit negativen Folgen für die Umwelt wie etwa Bodenversiegelung. Das könnte man steuern, aber dazu braucht es überregionale Koordination mit dem gemeinsamen Ziel, die lokalen Bedingungen für alle zu verbessern, anstatt sich schnelle Einnahmen zu sichern. Es läuft bei diesen Faktoren auf Folgendes hinaus: Wer bekommt was, und auf welcher Grundlage wird das von wem bestimmt? Da geht es um finanzielle Mittel, Ausbau von Infrastruktur, Förderung von Bildung und regionaler, nachhaltiger Wirtschaft.

Wie wirkt sich territoriale Ungleichheit auf die Gesellschaft aus?

Ganz massiv! Wenn territorialer Ungleichheit nicht entgegengewirkt wird, gibt es Regionen und damit Personen, die immer mehr gesellschaftlich abgehängt werden. Die regionalen Unterschiede in Italien und Spanien sind sehr gute Beispiele dafür. Es entsteht eine Abwärtsspirale, denn wir wissen, dass Armut – insbesondere Bildungsarmut – von Eltern an Kinder vererbt wird. Armut und



Das COHSMO-Projektteam am Institut für Soziologie in Wien: Ruggero Cefalo, Tatjana Boczy, Yuri Kazepov, Michael Friesenecker (v. l.).

Bildungsarmut hängen in einer wissensbasierten Gesellschaft immer enger zusammen. Bildung hängt dann auch mit Teilhabe zusammen. Wachsen Kinder in Armut, bildungsfern und ohne Perspektiven auf, können sie ihr Potenzial nicht positiv für sich und ihre Gemeinschaft einsetzen. Sie werden an den Rand der Gesellschaft gedrängt: arbeitslos oder prekär beschäftigt, ohne abgeschlossene Ausbildung und Chance, ihre Situation zu ändern. Das führt zu zerstörerischem Potenzial, das sich an den Einzelpersonen selbst, aber auch an der gesellschaftlichen Struktur entlädt.

Interviewerin: Britta Jagusch ist Redakteurin des Magazins „Der Kirchentag“ und arbeitet als Journalistin in Frankfurt am Main.

Natürlich gibt es soziale Ungleichheiten in der Stadt, dennoch bieten sich dort mehr Möglichkeiten und Angebote, die genutzt werden können. Ein Jugendlicher ohne Arbeit in Süditalien hat weniger Chancen als ein arbeitsloser junger Mensch in Norditalien.

Wie beeinflusst Ungleichheit den sozialen Zusammenhalt?

In Folge wachsender Ungleichheiten werden immer mehr Personen an den Rand der Gesellschaft gedrängt, was dazu führen kann, dass demokratische Strukturen infrage gestellt werden. Menschen wünschen sich dann einfache Lösungen, starke Führer, die utopisches Heil versprechen, und beschuldigen andere – oft ebenso marginalisierte Gruppen –, schuld an den strukturellen Problemen zu sein: beispielsweise Migrant*innen und bestimmte religiöse Gruppen. Anstatt zusammenzuhalten, wird das Trennende, das Andersartige hervorgehoben, um dadurch wieder in der Mitte der Gesellschaft zu stehen. Historisch wissen wir, dass diese Dynamik zu grauenhaften Genoziden geführt hat. Deshalb zahlt sich soziale Ungleichheit auch nicht aus. Sie untergräbt auf Dauer nämlich das soziale Gewebe, Solidarität und Demokratie.

Gibt es Ergebnisse aus Ihrem Projekt, die sich auf Deutschland übertragen lassen?

Zunächst ist Deutschland, ähnlich wie Österreich, föderal organisiert. Noch mehr als in Österreich sprechen hier die Bundesländer mit, allerdings ist das nicht immer zum Vorteil. Deutschland ist dadurch in entscheidenden Bereichen fragmentierter. Im Bereich Bildung zum Beispiel wären einheitliche Systeme von Vorteil, weil sie besser garantieren, dass Menschen, unabhängig davon, wo sie geboren oder aufgewachsen sind, gleiche Chancen haben. In Deutschland gibt es mehrere Ebenen von regionalen Unterschieden: Ost-West, dynamische und abgehangene Regionen, Stadt-Land, Randbezirke und innere Stadt, Globalisierungsgewinner und marginalisierte Gruppen. Auf allen Ebenen aber stellt sich die Frage nach dem Ausgleich, der Solidarität untereinander und dem Unterstützen lokaler Innovationskraft. Man braucht aktive Subsidiarität.

Wie können räumliche Ungerechtigkeiten reduziert werden?

Die Europäische Union versucht bereits seit Jahrzehnten, räumliche Ungleichheit mit finanziellen Förderungen zu reduzieren. Das Volumen dieser strukturellen Fonds liegt bei über 350 Milliarden Euro und wird zusätzlich mit nationalen Mitteln verstärkt. Neben den finanziellen Unterstützungen ist es auch notwendig, Strukturen in den Regionen zu schaffen, um Förderungen gezielt und auf die lokalen Situationen abgestimmt zu verwenden. Eine Professionalisierung der Regionalentwicklung, lokal sensible Politik und ein europäischer Austausch zu Best Practice sind wichtige Schritte in diese Richtung. Jedoch sollten dabei die lokalen Eigenschaften nicht außer Acht gelassen werden und wirksame Mechanismen der echten Teilhabe/Involvierung verankert werden. Wir können nicht problemlos Maßnahmen aus Dänemark in Italien anwenden, die kontextuellen Bedingungen sind zu berücksichtigen.

Was macht eine gute Förderung aus?

Damit finanzielle Förderungen gut greifen, ist es notwendig, Strukturen zu haben, die diese verwenden. Regionen mit einer langen Tradition in der Regionalentwicklung haben ein dynamisches Geflecht an Institutionen, das Gelder wie ein Schwamm aufsaugt und auch gezielt wieder verteilt. Fehlt das, müssen Institutionen neu entstehen und ihren Platz zwischen den lokalen Akteur*innen, zum Beispiel Lokalpolitiker*innen, Geschäftstreibenden oder andere Schlüsselpersonen in den Kommunen, finden. Das kostet sowohl Zeit als auch finanzielle Ressourcen, lohnt sich aber auf lange Sicht und insbesondere im Hinblick auf den Klimawandel. Darüber hinaus kommt es auf den Kontext der Regionen an. Die Nähe zu Ballungszentren oder wichtiger Infrastruktur kann zu einem Multiplikator der Regionalentwicklung werden.

Wie wichtig sind Mitbestimmung und Bürgerbeteiligung?

Am wichtigsten ist, dass Mitbestimmung dazu beitragen kann, dass die Lebenswelten der lokalen Bevölkerung berücksichtigt werden und so die Qualität politischer Maßnahmen steigt. Die Beteiligung von Bürger*innen ist außerdem ein wichtiger Schritt, um Akzeptanz für Maßnahmen zu schaffen, zum Beispiel, wenn es um Infrastrukturprojekte geht. Darüber hinaus trägt sie zur Identifikation mit der Region bei, fördert eine positive Einstellung ihr gegenüber und befeuert innovative Ideen zur Verbesserung lokaler Bedingungen. Leider stellen sich viele Mitbestimmungsinitiativen als Informationsveranstaltungen heraus, die im besten Fall eine Liste an „Wünschen und Bedenken der Bevölkerung“ formulieren. Gegen solche Bürgerbeteiligungsprozesse spricht auch die ungleiche Verteilung der teilnehmenden Personen. Vor allem höher gebildete und wohlhabende Schichten sind involviert, stellen aber nur einen kleinen Teil der Bevölkerung dar.

Welche Rolle spielen Kirchen, Gewerkschaften, gemeinnützige Organisationen?

Gerade in Österreich haben institutionelle Kooperationen wie die Sozialpartnerschaft eine lange Tradition. Auch auf der lokalen Ebene sind Organisationen aller Art in der Entscheidungsfindung und Umsetzung von Regionalpolitik involviert. Kirchen, Vereine und Interessengruppen stellen eine wichtige Verbindung zur breiten Bevölkerung dar und sind Multiplikatoren für regionale Maßnahmen. Bindet man beispielsweise den lokalen Sportverein ein, werden gleichzeitig Dutzende oder sogar Hunderte Personen in der Region erreicht. Zivilgesellschaftliche Organisationen bieten Raum – physisch und geistig – für den Austausch, den Zusammenhalt, das soziale Einbringen und das Schmieden von Ideen.

Ein Stichwort dabei ist die regionalspezifische Politik, was ist damit gemeint?

Üblicherweise werden politische Maßnahmen top-down – von oben nach unten – gesetzt und einfach in allen Regionen gleich angewandt. Regionalspezifische Politik meint, dass einige Maßnahmen bottom-up, also von unten, auf der lokalen Ebene, zumindest mitgestaltet werden müssen. Damit werden regionale Bedingungen – Stärken wie auch Schwächen – berücksichtigt, und es wird versucht, so vielen Menschen wie möglich Verbesserungen ihrer Lebenswelt zu bringen. In einem Balanceakt zwischen top-down und bottom-up sollen spezifische Merkmale von Regionen bei politischen Maßnahmen eingearbeitet werden. Das versteht man unter Subsidiarität.

Ein Blick in die Zukunft: Wie kann ein gerechtes Stadt-Land-Leben der Zukunft aussehen?

Wenn man das Subsidiaritätsprinzip richtig anwendet, hat man schon die Lösung. Das Problem ist, dass Subsidiarität oft benutzt wird, um Verantwortung zu verschieben und dem Staat eine mindere Rolle zu verleihen. Ungleichheit kann nicht lokal gelöst werden, dazu brauchen wir die Unterstützung auf nationaler und europäischer Ebene. Aber die Mitsprache und die Umsetzung müssen regional erfolgen, so lokal wie möglich.

Das Forschungsprojekt COHSMO erforscht in sieben EU-Ländern – Österreich, Italien, Dänemark, Großbritannien, Polen, Litauen und Griechenland –, inwieweit sich die Lebensqualität und der Zugang zu Ressourcen vom Land über den suburbanen Raum zur Stadt hin unterscheiden und was dies für den sozialen Zusammenhalt bedeutet. Am Ende des Projekts sollen konkrete Handlungsempfehlungen für regionalpolitische Maßnahmen formuliert werden, die einen Beitrag zu einem raumbasierten europäischen Sozialmodell leisten.

impact-sowi.univie.ac.at/faecher/soziologie/stadt-land-verdruss



Und dann war die Zukunft da. Jahrelang entrümpelten und sanierten Dagmar Schmidt, Ina Fettig und Daniel Walaschek das alte Gasthaus in Raddusch in der Niederlausitz und steckten jede freie Minute und jede Menge Geld in das heruntergekommene Gebäude. Vor zwei Jahren dann, im Mai 2018, feierten sie den Einzug und luden Freunde und Nachbarn ein. „Das war für mich das schönste Erlebnis, weil hier konkret erfahrbar wird, wie Zukunft aussehen kann“, sagt Dagmar Schmidt.

Tradition und Identität

Schon seit Jahrhunderten wird Braunkohle in der Lausitz abgebaut. Häufig lebten mehrere Generationen von der harten Arbeit im Tagebau. Die Kohleförderung war und ist die wichtigste Wirtschaftsbranche in der Lausitz. Doch für viele ist es mehr als Arbeit. Der Kohleabbau prägt die regionale Identität, die Traditionen der Bergleute werden in Ehren gehalten. Eine Lausitz ohne Kohle war für viele Einheimische nicht vorstellbar.



Neue Ideen entwickeln

Das traditionsreiche Gebäude, in dem früher auch eine kaiserliche Postagentur und ein Kolonialwarenladen untergebracht waren, beherbergt heute Wohnräume und ein Gemeinschaftsbüro. Dort werden neue Ideen entwickelt, wie das Spreewalddorf für Fahrradfahrer attraktiv werden kann. So haben die Radduscher zum Beispiel Hochbeete aufgestellt. Am angebauten Gemüse können sich vorbeifahrende Radler laben. Die Aktion stärkte auch das Miteinander im Dorf, so Schmidt.

Dass man Hindernisse gemeinsam bewältigen kann, bestärkt sie in ihrer Arbeit. „Man muss sich mit anderen seine persönlichen Erfolgserlebnisse schaffen, sonst würde

ich nicht bei der Stange bleiben.“

Zur Autorin: Sandra Kirchner ist freie Journalistin in Berlin und Redakteurin des Online-Magazins „klimareporter“.

2016 gründete Dagmar Schmidt mit Gleichge-

sinnnten den Verein der Lausitzer Perspektiven. Sie wollten diskutieren, wie eine lebenswerte Zukunft in der Lausitz aussehen kann, und organisierten dazu Veranstaltungen. Doch anstatt über die Zukunft zu sprechen, stritten die Teilnehmenden über den Kohleausstieg.

Brücken bauen

Es entbrannten Konflikte zwischen denen, die aus der Kohle aussteigen wollten, und denen, die weiter an dem fossilen Energieträger festhalten wollten. „Die Spannungen gingen quer durch die Gesellschaft, durch Familien und auch durch kirchliche Gremien“, sagt Matthias Scheufele, Leiter des Zentrums für Dialog und Wandel, das 2017 von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische-Oberlausitz ins Leben gerufen wurde. Das Zentrum sollte Brücken bauen zwischen den verschiedenen Akteuren und diese wieder miteinander ins Gespräch bringen. „In solch einer aufgeheizten Stimmung keine einfache Aufgabe“, sagt Scheufele.

Strukturwandel fördern

Längst hat sich die Situation in der Lausitz entschärft, Entscheidungen in der Wirtschaft und der Politik dürften eine Rolle gespielt haben. Der frühere Eigentümer Vattenfall hat die Tagebaue und Kraftwerke verkauft. In Deutschland wurde das Ende der Kohleverstromung bis 2038 beschlossen und weitere Umsiedlungen von

Dörfern in der Lausitz ausgeschlossen. 17 Milliarden Euro Strukturwandelförderung sollen in den kommenden zwei Jahrzehnten in die Lausitz fließen. Damit soll der Bau von Infrastrukturen wie Straßen und Bahnstrecken sowie Glasfasernetzen bezahlt werden. Wissenschaftliche Institute sollen in der Region angesiedelt werden, und die Lausitz soll auch künftig ein Energiestandort bleiben – mit erneuerbaren Energien und mit Wasserstoff.

Eigeninitiative statt Großprojekte

Weit verbreitet ist die Hoffnung auf Großprojekte, die den Wegfall der Industriearbeitsplätze ersetzen sollen.

„Die meisten der Beteiligten entwickeln Strukturen innerhalb ihrer Städte und Landkreise, aber wir wollen lausitzweit wirken und Verantwortung für die ganze Region übernehmen“, sagt Schmidt. „Denn die Herausforderungen, vor denen wir stehen, kann keine Organisation allein bewirken.“ Auch Matthias Scheufele vom Zentrum für Dialog und Wandel hält ein zivilgesellschaftliches Netzwerk für notwendig. Die Leute sollen nicht wieder – wie beim Strukturbruch in den Neunzigern – auf sich allein zurückgeworfen sein. Das Netzwerk könne dabei helfen, gemeinsam neue Wege zu gehen.



Doch darauf will Maria Goldberg nicht warten. Die Lichtplanerin aus Finsterwalde hat 2017 ein Unternehmer-Netzwerk, die Neopreneurs, gegründet. Junge Unternehmer*innen aus Südbrandenburg sollen miteinander in Kontakt kommen und sich gegenseitig unterstützen. „Es gibt eine Reihe junger Unternehmen, die mit den Neopreneurs sichtbar werden“, so Goldberg. Gemeinsam wolle man die Zukunft in der Lausitz gestalten.

Zivilgesellschaft fördern

Auch die Mitglieder des Vereins Lausitzer Perspektiven haben sich auf die veränderten Bedingungen eingestellt. Sie wollen die Partizipation der Zivilgesellschaft am Strukturwandel stärken. Von der Politik fordern sie, dass ein Teil der versprochenen Strukturwandelförderungen auch für die Förderung der Zivilgesellschaft eingesetzt wird. Und sie unterstützen Vertreter*innen der organisierten Zivilgesellschaft dabei, ein dauerhaftes Netzwerk – die Bürgerregion Lausitz – zu bilden.

Zentrum für Dialog und Wandel

Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz hat 2017 das Zentrum für Dialog und Wandel (ZDW) gegründet. Es soll die Menschen in der Lausitz bei den Prozessen des Strukturwandels begleiten und bei der Erschließung von Zukunftsperspektiven unterstützen.

zdw.ekbo.de



Raus aus der Kohle – Noch steigt Wasserdampf aus den Kühltürmen eines Braunkohlekraftwerkes in der Lausitz.

Mobilität vielfältiger denken!

Fünf Fragen an Raumplanerin Andrea Dittrich-Wesbuer

#1

Großstädte wuchern, und Dörfer sterben aus – wie blicken Sie als Mobilitätsforscherin auf das Stadt-Land-Gefälle?

Auch wenn oft vom Stadt-Land-Gefälle gesprochen wird, gibt es diesen klaren Gegensatz von Stadt und Land nicht. Es gibt ganz verschiedene Städte, es gibt auch prosperierende ländliche Räume und Schnittmengen dazwischen. Aber in den letzten Jahren haben die Städte unbestreitbar viel Zulauf bekommen. Mobilität im Sinne von guter Erreichbarkeit ist ein wichtiger Faktor für die Attraktivität von Räumen – und entscheidet mit darüber, ob Dörfer als abgehängt empfunden werden und die Menschen abwandern. Räume, die weit weg von Zentren liegen, haben es schwerer, da es vielfach an erreichbaren Arbeitsplätzen, guten Bildungseinrichtungen und Versorgungsmöglichkeiten mangelt. Allerdings lassen sich durchaus Gegentrends und Innovationen auf dem Land ausmachen, wenn sich neue Strukturen und Lebensstile dort entwickeln können. „Landlust“ ist für viele inzwischen mehr als eine Idee für die Ferien. Für neue nachhaltige Lebens- und Wirtschaftsformen kann das Land gute Möglichkeiten bieten. Da spielt auch die digitale Mobilität eine Rolle, die das Arbeiten an verschiedenen Standorten möglich macht.

#2

Immer mehr Menschen pendeln, wohnen und leben an verschiedenen Orten. Was macht diese Lebensführung aus?

Wanderarbeiter und Arbeitsnomaden gab es zwar schon immer, aber das waren eher Sondergruppen. Heute ist diese sogenannte Multilokalität in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Wenn ich das schätzen sollte, lebt aktuell etwa jeder Zehnte in Deutschland so. Dabei sind die einzelnen Formen vielfältig. Man arbeitet an einem Ort und lebt an einem anderen, Paare wohnen in getrennten Städten oder haben ein Feriendomizil, in dem sie regelmäßig Zeit verbringen. Neben der Veränderung von Lebensstilen ist der Wandel der Arbeit ein wesentlicher Treiber. Jobs werden zunehmend zeitlich befristet und an wechselnden Arbeitsorten durchgeführt. Arbeitgeber setzen eine hohe Bereitschaft zur Mobilität voraus, was zum Beispiel bei zwei Berufstätigen eines Haushaltes entweder zu langen Pendelwegen oder aber zur Multilokalität führen kann.

#3

Welche Auswirkungen hat diese multilokale Lebensform?

Multilokalität ist ambivalent. Sie kann für den Einzelnen belastend sein oder Chancen für neue Erfahrungen und Verbindungen bieten. Das Aufrechterhalten von mehreren Wohnsitzen kann auch Verbundenheit ausdrücken: Man zieht nicht weg, weil man Bestehendes erhalten will. Für den Einzelnen sind persönliche Netzwerke wichtig, so halten zum Beispiel in vielen Fällen Familien und Freunde die Bindungen vor Ort aufrecht. Als Pendler gelingt dann rascher ein „Wiedereinstieg“ bei der Rückkehr. Das dauerhafte Engagement vor Ort und in Vereinen ist für den multilokal Lebenden auf jeden Fall schwieriger und sicher nur zum Teil durch temporäre oder virtuelle Formen ersetzbar. Aber wo auf der einen Seite Ehrenamt vermindert wird, gibt es anderorts eine „Bereicherung“, auch durch mehr Kaufkraft. Die Auswirkungen sind ebenso vielfältig wie ambivalent. Der Trend zum Ferienhaus kann eine Chance für den ländlichen Raum sein. In Städten werden dagegen Mietpreise in die Höhe getrieben und Einheimische verdrängt, wenn gut-situierte sich Freizeitwohnungen vorbehalten. Das kann man in München oder Hamburg beobachten.

Zur Person:

Dr. Andrea Dittrich-Wesbuer ist stellvertretende Leiterin des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung (ILS) in Dortmund und stellvertretende Leiterin der Forschungsgruppe „Mobilität und Raum“.



Foto: privat

#4

Der demografische Wandel prägt unsere Gesellschaft – was bedeutet dies insbesondere für den ländlichen Raum?

Dörfer geraten in eine Abwärtsspirale, wenn die Strukturen in der Bevölkerung nicht mehr stimmen und es keine Durchmischung von Alt und Jung gibt. Dabei spielen auch kommunale Finanzen eine wichtige Rolle, denn ohne Erwerbstätige fehlen wichtige Steuereinnahmen, um Versorgungsstrukturen zu halten. Deutschland steht im europäischen Vergleich zum Glück noch gut da, und es gibt wenige Räume, die bereits größere Probleme in der Versorgung haben. Aber das könnte zunehmen, denn unsere Bevölkerung altert rapide. Da sind Ideen und Konzepte für die Versorgung und die Mobilität im ländlichen Raum gefragt, seien es moderne Rufbusssysteme, Bringdienste, Mitfahrgelegenheiten oder in Zukunft vielleicht auch das autonome Fahren. Bürgerläden oder Dorfzentren können zumindest ein gewisses Maß an Versorgung und soziales Miteinander gewährleisten und auch von weniger mobilen Menschen genutzt werden. Digitalisierung spielt hier auch in Zukunft eine wichtige Rolle. Deutschland hinkt leider etwas hinterher, was die Nutzung digitaler Möglichkeiten angeht. So werden in Skandinavien schon länger und mit Erfolg virtuelle Modelle für die Kranken- und Altenversorgung eingesetzt. Die „digitale Krankenschwester“ muss dabei mit durchdachten Konzepten gegen das Alleinsein und die soziale Isolation verknüpft werden; erst dann wird ein Schuh daraus. Bei solchen Ideen darf es aber keinesfalls um die digitale Verwaltung des schrittweisen Niedergangs der Dörfer gehen. Parallel müssen ländliche Gebiete versuchen, für junge Menschen attraktiver zu werden.

#5

Wo liegen die größten Herausforderungen einer Mobilität der Zukunft?

Zum einen in der Wahrung sozialer Belange: Denn Mobilität ist Daseinsvorsorge, und der Zugang dazu muss für alle Menschen möglich sein. Die Mobilität der Zukunft ist meines Erachtens auf jeden Fall vielfältiger, und eine Fülle von technischen, aber auch sozialen Neuerungen haben hier ihren Platz – ob bereits jetzt das geteilte Auto, das elektrische Fahrrad oder auch der E-Scooter oder in Zukunft der autonom fahrende Bus. Und wir müssen viel Kraft in eine bessere Vernetzung und Zugänglichkeit stecken. Dann das ganz große Thema: Nachhaltigkeit. Die ist im Verkehrsbereich nicht zu schaffen, wenn wir weiterhin am klassischen Autoverkehr festhalten. Hier geht es stets um „push und pull“, das heißt auf der einen Seite um das Bereitstellen von attraktiven Alternativen und gleichzeitig auch darum, in sensiblen Gebieten den Autoverkehr zurückzudrängen und öffentliche Räume neu zu beleben, indem beispielsweise Zufahrtsmöglichkeiten eingeschränkt und Stellplätze für private Autos abgebaut werden. Mit Modellen autofreier Innenstädte oder Wohngebiete sollten wir mehr experimentieren, so wie dies die Niederlande vormachen. Und wir müssen uns an unsere eigene Nase packen und alte Gewohnheiten infrage stellen. Ist jede Fahrt mit dem Auto notwendig? Welcher Weg lässt sich mit Fahrrädern zurücklegen? Die meisten Menschen könnten sich ohne viel Aufwand bewusster und ökologischer fortbewegen. Corona hat da vielleicht ein paar Anstöße gegeben, und bessere Luft und mehr Platz auf den Straßen zeigen, was wir bewirken können. Damit was Positives aus der Krise bleibt, ist auch die Politik gefordert. Was wir auf keinen Fall brauchen, sind eilige Subventionen in die Mobilität von gestern, sondern konkrete Anreize für den Ausbau umweltfreundlicher Techniken.

Das Interview führte Britta Jagusch.

Stadt oder Land

Wo lebt es sich am besten? – Persönliche Eindrücke von Kirchentags-Menschen.

Pulsierende Vielfalt **Arnd Schomerus, Kirchentagspastor, Hamburg**

Über mir weiter Himmel, und die Möwen schreien. Hundert Meter sind es bis zum See. Ganz in der Nähe tauche ich ein in viele Hektar grüne Landschaft. Ich lebe im fünften Stockwerk eines Altbaus inmitten der Hamburger Innenstadt. Wenn ich nicht in den Himmel schaue, sehe ich architektonische Vielfalt ausgedrückt in Beton- und Glasbauten. Balkonpflanzen sind das einzige natürliche Grün, das ich sehe. Unten auf der Straße stehe ich direkt am Eingang einer Einkaufspassage, mitten in der Geschäftigkeit einer Großstadt mit all ihren Verlockungen.

Ich bewege mich viel durch die Stadt, erlebe auch die anderen „Klassiker“ des Stadtlebens, wie Anonymität bei gleichzeitiger Nähe der sozialen Netze, fünf Menschen leben im Haus, dazwischen Büros, aber schon

zwei U-Bahn-Haltestellen weiter wohnen erste Freund*innen. Funktionierenden Nahverkehr gibt es hier, der mich auch zu komischen Zeiten noch nach Hause bringt. Und ich genieße das Zusammenkommen unterschiedlicher Kulturen und Lebensformen. Bildungsangebote, kulturelle Angebote, Sharing-Economy – direkt um die Ecke. Dazu noch ganz praktisch: Auswahl bei medizinischer Versorgung, Einkaufsmöglichkeiten, Kirchen, und schnelles Internet gibt es in der Regel auch.

Das Urbane direkt spüren. Kaum aus dem Haus raus, bin ich mitten unter den Menschen, spüre das Pulsieren, habe die Vielzahl von Angeboten direkt um mich herum. Gleichzeitig genieße ich, dass Hamburg das Ranking der grünsten Großstädte in Deutschland anführt. Die Mischung macht's! Stadt ist immer beides, urban, aber auch rural. Und so lebt es sich gut hier.

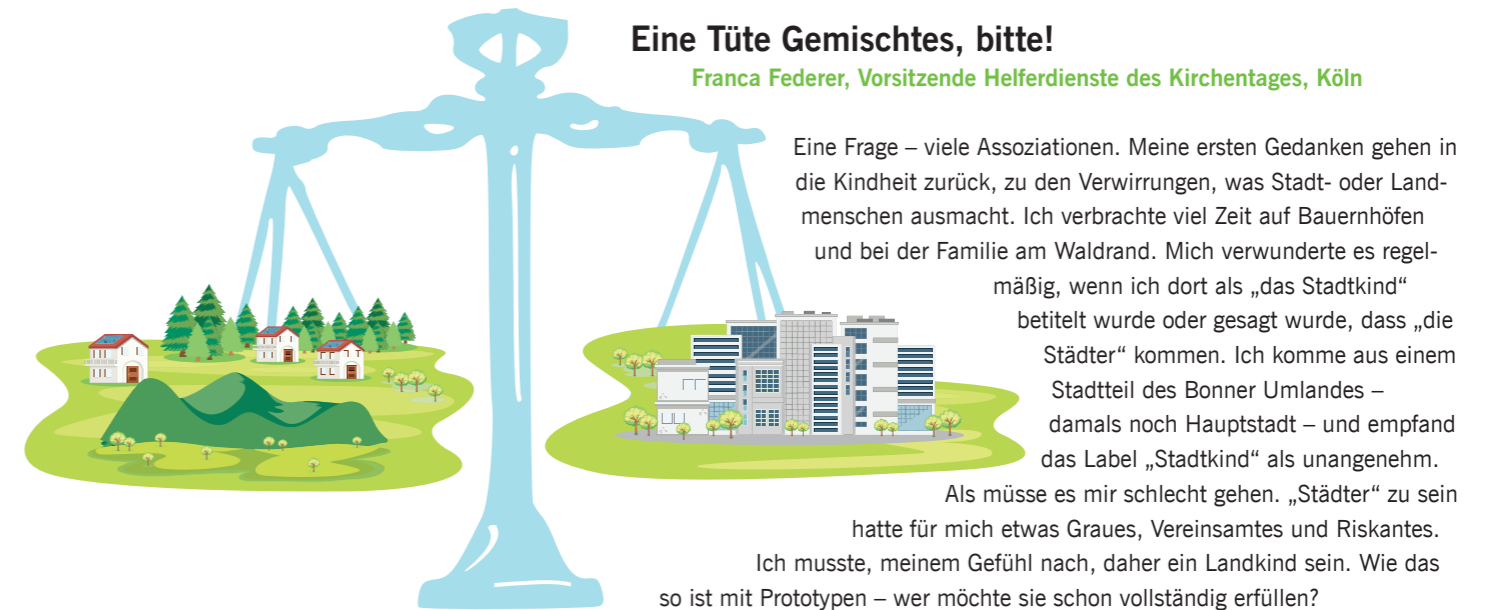
Landleben pur

Christina Aus der Au, Kirchentagspräsidentin 2017, Frauenfeld, Schweiz

Wir sind vor acht Jahren von der Stadt aufs Land gezogen. Von der Wohnung in der sechsten Etage in ein altes Haus mit Garten, vom pulsierenden kulturellen Leben in der trinational geprägten Grenzstadt in die beschauliche Hügellandschaft am Bodensee. Eine ziemliche Umgewöhnung für meinen Ehemann aus der norddeutschen Großstadt, ein Nachhausekommen für mich. Was vermisse ich? Die Jazzkneipe, den türkischen Laden, die Uni-Bibliothek um die Ecke, das Kult-Kino, die Basler Fasnacht, mit dem Fahrrad ins Theater, die Oper, ins Fußballstadion zu gehen, auch wenn wir das viel zu selten gemacht haben, und mit dem Zug zwei Stunden schneller in Fulda (oder Dortmund, Frankfurt, Berlin ...) zu sein.

Was genieße ich? Die bezahlbaren eigenen vier Wände, den Garten vor dem Haus, den Kater auf meinem Schreibtisch, den Mühletobelwald fünf Minuten von uns. Freunde auch in Coronazeiten zum Grillen einladen zu können, weil viel Abstand möglich ist. Dass unsere Tochter zusammen mit den Nachbarskindern unbetreut, unbeobachtet von Erwachsenen im Bach rumstapft, auf der Straße inlineskatet – oder sonst was treibt, was ich lieber gar nicht wissen will.

Dass ich beim Nachhausekommen die Nachbarinnen bei einem Schwatz antreffe und spontan eine Runde Bier beisteuere – und wir nochmals eine halbe Stunde hängen bleiben. Dass es auch hier Straßenfeste gibt, ein (!) gutes Kino, sogar ein Outdoor Jazzfestival im Sommer. Zurück in die Stadt? Für ein verlängertes Wochenende – jederzeit! Zum Leben – ne!



Eine Tüte Gemischtes, bitte!

Franca Federer, Vorsitzende Helferdienste des Kirchentages, Köln

Eine Frage – viele Assoziationen. Meine ersten Gedanken gehen in die Kindheit zurück, zu den Verwirrungen, was Stadt- oder Landmenschen ausmacht. Ich verbrachte viel Zeit auf Bauernhöfen und bei der Familie am Waldrand. Mich verwunderte es regelmäßig, wenn ich dort als „das Stadtkind“ betitelt wurde oder gesagt wurde, dass „die Städter“ kommen. Ich komme aus einem Stadtteil des Bonner Umlandes – damals noch Hauptstadt – und empfand das Label „Stadtkind“ als unangenehm.

Als müsse es mir schlecht gehen. „Städter“ zu sein hatte für mich etwas Graues, Vereinsames und Riskantes.

Ich musste, meinem Gefühl nach, daher ein Landkind sein. Wie das so ist mit Prototypen – wer möchte sie schon vollständig erfüllen?

Wann ist man Stadt- und wann Landmensch? Und woran macht man es fest? Bonn war für mich lange eine ländliche Stadt mit allen Vorzügen der Freizeitgestaltung. Ich lehnte alles Größere ab und suchte ähnlich große Städte für mich.

Inzwischen bin ich in Köln. Eine kleine, sehr große Stadt. Ich genieße die unkomplizierte Verfügbarkeit kultureller Angebote, die Mobilität, Netzwerke zu Freunden und Bekannten und die Möglichkeiten, sich alltäglich engagieren zu können. Ich bin daher Stadtmensch.

An den Wochenenden bin ich meist draußen, oft fernab der städtischen Zivilisation, um anderes zu erleben, die Natur zu genießen und dabei viel Musik mit vielen Menschen zu machen. Ich bin definitiv Landmensch.

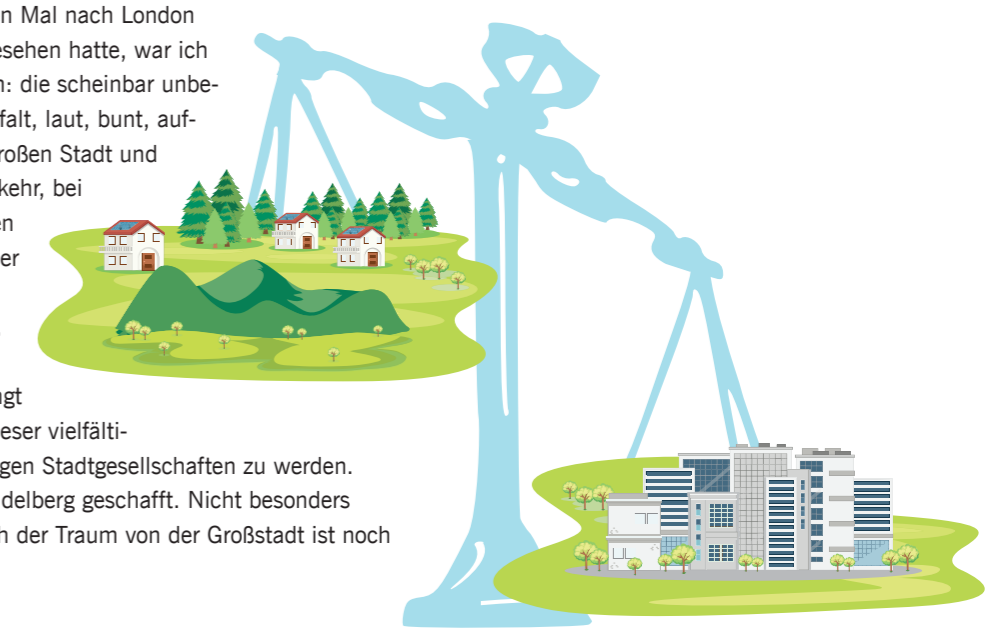
Für die Zukunft würde ich gerne das sichere Netz an Freundschaften und zur Kultur halten und gleichzeitig Ruhe und Raum für Gäste und gemeinsames Musizieren am Feuer bis spät in die Nacht haben. Ich bin halb Stadt- und halb Landmensch. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass immer ein Teil in mir auf Kompromisse und meine Achtsamkeit, es nicht zu vergessen, angewiesen sein wird. Am Büdchen der Stadt-Land-Frage würde ich dennoch gerne eine gemischte Tüte mit allem einpacken.

Traum von der Großstadt **Richard Lange, Vorsitzender Jugendausschuss des Kirchentages, Heidelberg**

Die ersten sieben Jahre meines Lebens wohnte ich am Stuttgarter Neckartor, Deutschlands „dreieckigster Kreuzung“, die vor allem durch eine Luftmessstation zu fragwürdigem Ruhm kam. Den Rest meiner Kindheit verbrachte ich dann in einer beschaulichen Kleinstadt am Bodensee. Als Kind denkt man nicht über die Unterschiede von Stadt und Land nach. Verstecken spielen zwischen Nachkriegsbauten und Mülltonnen ist ähnlich aufregend wie Schwimmen im Bodensee mit Apfelbaum- und Alpenpanorama.

Doch seit ich mit elf Jahren zum ersten Mal nach London gereist war und eine richtige Metropole gesehen hatte, war ich ein begeisterter und erklärter Großstadtfan: die scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten, die kulturelle Vielfalt, laut, bunt, aufregend, die vielen kleinen Welten in der großen Stadt und vor allem ein richtiger öffentlicher Nahverkehr, bei dem man nicht 40 Minuten auf den letzten Bus warten muss, sondern jederzeit mit der U-Bahn überall hinfahren kann.

Später bereiste ich Berlin, Paris, Rom, Istanbul, Athen, und mit jeder Stadt, die ich sah, wuchs die Überzeugung, unbedingt in eine Großstadt ziehen zu wollen, Teil dieser vielfältigen, weltläufigen und unglaublich lebendigen Stadtgesellschaften zu werden. Im Studium habe ich es immerhin bis Heidelberg geschafft. Nicht besonders groß, dafür aber unverschämte schön. Doch der Traum von der Großstadt ist noch immer da.



Der besondere Blick

Wer Frankfurt kennenlernen möchte, macht sich am besten abseits der touristischen Ameisenpfade auf den Weg – zum Beispiel mit dem Open Urban Institute. *Anne Lemhöfer*

Kennen Sie den Bahnbabu? Nicht? So ging es Christoph Siegl bis vor Kurzem auch. Bis er eines Tages mit der Straßenbahnlinie 11 quer durch die Stadt in den westlichen Stadtteil Nied zuckelte. „Die Geschichte des Bahnbabus, oder besser gesagt, die Wahrnehmung seiner Person, ist ein wunderschönes Beispiel für die eigene Filterblase, digital wie analog“, schreibt der Geograf im Sammelband „Frankfurt43“. Denn der Bahnbabu ist ein 57-jähriger durchtrainierter Tramfahrer der Verkehrsbetriebe Frankfurt – und ein Social-Media-Star bei Teenagern. „Was mag sonst noch so alles tagtäglich an mir vorbeihuschen, obwohl ich doch so nah dran bin? Welche an sich spannenden Geschichten bleiben ungehört? Welcher Perspektivwechsel bleibt mir verborgen?“

Spielerischer Zugang

Diese Fragen, die Christoph Siegl in der Straßenbahn durch den Kopf gehen, könnten auch Leitmotive für die Arbeit des Open Urban Institute sein, in dem Siegl seit rund zehn Jahren für einen besonderen Blick auf seine Wahlheimat wirbt. Wichtig ist ihm und seinen Mitstreitern und Mitstreiterinnen das Aufbrechen wissenschaftlicher Arbeit und ein spielerischer Zugang mit Stadt und Prozessen der Stadt: „Es geht darum, das Nebensächliche, Alltägliche und Unbedachte in den Vordergrund stellen und ihm Beachtung schenken.“ Es ist der Zusammenhang von Stadtästhetik, Urbanität und öffentlichem Raum, der die ehemaligen Kommilitonen der Frankfurter Goethe-Uni interessiert.

Gemeinsames Entdecken

Was zunächst sehr theoretisch klingt, ist es eigentlich gar nicht: Kernstück der Arbeit des kurz OUI genannten Instituts sind die angebotenen Stadtsparziergänge. „Wir sagen bewusst nicht Stadtführungen dazu“, sagt Christoph Siegl. „Denn es geht um das gemeinsame Entdecken.“ Das kann eine Tour mit der Straßenbahn sein oder auch ein Spaziergang von Wasserhäuschen zu Wasserhäuschen. Wasserhäuschen? Die sind eine Frankfurter Spezialität. Büdchen würden die Rheinländer zu den Stadtkiosken sagen, die nicht nur Bier, Zeitungen, saure Gummischlangen und Zigaretten anbieten, sondern auch gerne als lokaler Treffpunkt einer Nachbarschaft genutzt werden.

„Wir treten nicht als Experten auf, wir wollen den Dialog fördern und ein breites Publikum ansprechen“, beschreibt Siegl die besondere Herangehensweise. Bei einem weiteren Spaziergang dreht sich alles um das Thema Stadtplätze – so entstand die Idee zu einem 260 Seiten starken Bildband mit dem schönen Titel „Kleinöde“.

Faszinierendes Frankfurt

Was ist für ihn das Faszinierende an Frankfurt? „Frankfurt ist eine dichte Stadt, aber anders als Berlin oder Paris, die viel mehr geschlossene Bebauung und größere Ensembles haben.“ Frankfurt sei kleinteilig, was auf den ersten Blick manchmal verstörend wirken könne. „Da grenzt ein Landschaftsschutz- an ein Gewerbegebiet, und im Schatten der Messe finden sich Einfamilienhäuser wie die Kuhwäldersiedlung.“ Und wenn andere Gästeführer

Frankfurt43

herausgegeben vom Open Urban Institute Frankfurt, ist ein kommentierter Bildband über die 43 Frankfurter Stadtteile. Die Autoren Christoph Siegl und Dennis Hummel stellen die Mainmetropole jenseits der bekannten Ikonen dar. Begleitende Texte geben Anstöße für eine Auseinandersetzung mit stadtkulturellen Themen und Phänomenen.

Frankfurt43
Christoph Siegl und Dennis Hummel,
104 Seiten,
Books On Demand Mai 2018



durch die Frankfurter Altstadt laufen, nehmen sie ihren Kundinnen und Kunden schnell jegliche Illusionen. Die Häuser, die kleinen Straßen und Gassen, die heimelig

Zur Autorin: Anne Lemhöfer ist Journalistin in Frankfurt am Main.

anmutenden Brunnen – fast nichts davon ist wirklich alt. Frankfurt hat sich 2018 eine neue Altstadt verpasst, nach den Originalplänen des im Zweiten Weltkrieg untergegangenen Viertels zwar, aber eben neu. Auf die sind sie in Frankfurt mittlerweile stolz. Auch Christoph Siegl findet durchaus ansehnlich, was entstanden ist. „Über das Projekt habe ich früher anders gedacht als heute. Allerdings ist die neue Altstadt nur ein ganz winziger Teil Frankfurts.“

Umbrüche im Stadtteil

Frankfurt ist eine Stadt im Umbruch, davon zeugt auch das kaum zehn Jahre alte neue Areal der Europäischen Zentralbank im Ostend. Allerdings können die Postkarten mit EZB-Motiven nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit dem Bau des Gebäudes etwas einherging, das zu einem der größten Probleme in Frankfurt geworden ist: die Gentrifizierung. Einst war besagtes Ostend ein klassisches Arbeiterviertel mit erschwinglichen Mieten. Nicht zuletzt durch die Europäische Zentralbank änderte sich das. Eine entsprechende Entwicklung gab es Jahre zuvor schon in anderen Stadtteilen. Etwa im Nordend mit seinen Altbauten, die für viel Geld saniert wurden, sodass die Mieten nur noch für die sehr gehobene Mittelschicht bezahlbar sind. Und zuletzt auch im Gallus, einem Stadtteil, der einst als Multikulti-Viertel galt.

Eingeplackte aus 179 Nationen

In Frankfurt leben Menschen aus 179 Nationen (es fehlen nur Kiribati, Mikronesien, Nauru und Palau) – im Gallus kamen die Bewohnerinnen und Bewohner aus ähnlich vielen Staaten. Dann entstand dort ein neuer Stadtteil, Europaviertel genannt. Dessen Architektur finden die meisten echten Frankfurter ziemlich absurd – eine durchs ganze Viertel führende Straße wird im Volksmund „Stalin-Allee“ genannt. Doch natürlich zogen Neu-Frankfurter (auf Frankfurterisch: „Eingeplackte“) in die Neubauten. Einen Spaziergang mit dem Titel „Europaviertel-Update“ unternimmt das Open Urban Institute einmal im Jahr. Dort lasse sich Stadtentwicklung quasi in Echtzeit verfolgen, sagt Christoph Siegl: „Wir erleben hier eine Operation am offenen Herzen.“ Trotzdem empfiehlt er Besucher*innen einen Rundgang über den Gallusmarkt, auf dem der alte und der neue Stadtteil zusammenkommen.

Viele Frankfurterinnen und Frankfurter dürften mit Christoph Siegl übereinstimmen und sagen: Wer Frankfurt wirklich kennenlernen möchte, muss in die Stadtteile gehen. Und wer einmal in Bornheim, Seckbach oder Sachsenhausen in den Kneipen saß, wird spätestens nach dem zweiten Apfelwein die Diskussionen über Hochhäuser, die Altstadt und die neue EZB vergessen haben – und die Frage nach der Weltstadt mit einem herzhaften „Mir doch egal“ beantworten.

openurbaninstitute.org



WIR BRAUCHEN PLATZ. FÜR DICH UND MICH.

*Platz für jede einzelne unserer Geschichten.
Platz zum Verweilen und zum Teilen.
Platz für Ausdrucksformen und für Leerstellen.
Für Wunder und Fragen.
Narben und Schönheit.
Brüche und Widersprüche.
Für Gebete, die alles verändert haben, und solche,
die jahrelang scheinbar ungehört blieben.*

*Für unseren Glauben – Hoffnungsbilder und Gott-Vermissten –, für das, was uns Kraft, Vertrauen,
Wurzeln gibt, und auch, wo in uns ein Sehnen, Suchen, Ringen ist.
Weil Theologie und Biografie so nah miteinander verwoben sind, weil Glaube und Leben gemeinsam
auf dem Weg sind, brauchen wir Raum für Dich und mich.
Um darüber staunen zu dürfen: Alles darf hier sein. Hat seinen Ort und seine Zeit.
Nichts ist zu groß, zu klein, zu kaputt, zu heil, nichts ist zu durcheinander und nichts zu fest geordnet.
Komm, wie Du bist – mit Deinem Leben, Deinem Glauben. Gemeinsam lassen sich Glauben und Leben
besser feiern und manchmal auch aushalten.*

*Platz zum Ausprobieren, Experimentieren.
Für Farben, Vielfalt, Detailverliebtheit.
Für Luftschlösser und Herzkathedralen.
Für Kopfkino und Schnapsideen.*

*Weil das Allererste, was es über Gott zu sagen gibt – beruft man sich
auf die so alte Reihenfolge der biblischen Texte –, eine Erzählung von
äußerster Kreativität, Schaffenskraft und Ideenreichtum ist, und weil
wir zum Gestalten gemacht sind, deswegen brauchen wir
Raum für uns und Kirche.*

*Um darüber staunen zu dürfen: Wo wir teilen, ist manchmal auf wundersame Weise genug für alle da – und noch viel mehr.
Das kann nicht nur mit Brot und Fischen passieren, sondern auch mit Visionen, Möglichkeiten, Perspektiven, Inspiration.
Komm mit Deinen Träumen, Deinen Projekten und auch mit Deinem Scheitern oder Auf-der-Strecke-geblieben-Sein.
Gemeinsam stecken wir uns gegenseitig an, größer zu denken, bunter zu träumen und miteinander zu teilen, wie uns Kirche am Herzen liegt.*

WIR BRAUCHEN PLATZ. FÜR UNS UND KIRCHE.

Serie: Kirchentag und Kultur _ Teil 2

Kirchentag und Kultur, das gehört zusammen und ist in seiner Bandbreite einmalig. Ein Jahr lang wird das Kirchentagsmagazin von besonderen Veranstaltungen, Ideen und Themen aus dem Programmbereich Kultur berichten. Das in dieser Ausgabe vorgestellte PROJEKT STAUNRAUM entstand in der Projektkommission Kultur des 3. Ökumenischen Kirchentages.

*Auch Platz zum Innehalten und Verweilen.
Für Hingucker und Augenweiden.
Herzöffner und Ohrenschmaus, Platz zum Lauschen, Betrachten, Aufmerken, Achten.
Für Faszination und Sinnlichkeit, Vorhanglüfter und Horizontweiter,
Platz, um Schubladen auszukippen, auf dem Boden auszubreiten.
Für Liebe auf den ersten Blick. Oder auf den zweiten.
Weil wir von alten Verheißungen leben, die uns immer wieder neu ergreifen, brauchen wir Raum für Gott.*

WIR BRAUCHEN PLATZ.

*Um zu staunen – denn wo wir neu zum
Staunen gebracht werden, ist Gott mittendrin.
Also lass uns einen Raum geben und eine
Bühne schaffen. Für Kunst zum Leben – für
Tänzer, Musiker, Maler, Poeten, für vielfältigste
Ausdrucksformen, die für einen Moment eine
Fassung geben für das, was oft so wenig fassbar
ist und uns gleichzeitig so tief angeht.
Wir wollen das Leben feiern und dabei nicht*

*verschweigen, dass wir Gott auch oft vermissen oder nicht verstehen.
Und lass uns Platz machen und eine Plattform eröffnen. Für Vernetzung – Ermutigung, Begegnung und
buntes Basteln an Kirche. Wir wollen uns austauschen, herausfordern, inspirieren und vielleicht auch aufs
Neue ein Herz fassen und losgehen.*

„PROJEKT STAUNRAUM“ ist der aktuelle Arbeitstitel für einen Ort, an dem solches zusammenkommen könnte:

Platz für Dich und mich, für uns und Kirche, für Gott mittendrin.
Platz für Geschichten, Visionen und Inspiration. Für Kunst und Lebendigkeit.
Und auch für die Bandbreite zwischen Festfreude und Stille, zwischen Austausch und Lauschen,
zwischen ganz Persönlichem und Gemeinschaft.

Ein großes Willkommen an alle Kreativen und Querdenker, Träumer und Ärmelhochkrempler.
Willkommen an alle, die neu über ihre Kirche staunen möchten und Freude haben, Kirche zu gestalten.
Sich neu inspirieren zu lassen.
Vielleicht nicht nur neuen Mut, sondern sogar Weggefährten mitzunehmen.
Willkommen auch, wenn Du inmitten all des bunten und trubeligen Drumherums einen Moment Ruhe suchst.
Einen guten Kaffee.
Ein Anhalten, Ausatmen und das Leben Spüren.
Willkommen, wenn Du Heimat suchst, auch in der Kirche – damit bist Du nicht allein.

Und weil das PROJEKT STAUNRAUM bis hierher vor allem eine Idee und Vision ist:
Auch jetzt schon ein herzliches Willkommen zum Mitträumen und Mitgestalten!

Zur Autorin: Jelena Herder (Döbel) sucht eine Sprache, die zum Herzen passt, ist Theologin und Künstlerin
und im Duo unterwegs mit einem Konzertprogramm aus Musik und Poesie.
Informationen zu ihren Projekten und ihrem neuen Buch „Von Scherben und Schönheit“ unter: jelenaherder.de

schaut hin, was möglich ist!

(Ökumenischer) Kirchentag in Zeiten von Corona – eine Bestandsaufnahme in Vertrauen auf Gott.

Julia Helmke



Foto: pxebs/peels

Viele Artikel zu Covid-19 haben in den vergangenen Wochen mit einem Vorbehalt begonnen: „Wenn Sie das lesen, kann es sein, dass die Situation eine ganz andere ist als in dem Moment, in dem ich dies schreibe ...“ Das gilt auch für diesen Text. Zugleich kann es – noch nicht –

Zur Autorin: Julia Helmke ist Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

darum gehen, die Gegenwart zu bewerten, vielmehr werfe ich aus der

Perspektive des Kirchentages einen Blick zurück auf die Monate seit März 2020 und weiter nach vorne bis zum Mai 2021.

Beständig gilt: Selten waren durch die gesamtgesellschaftlichen Beschränkungen und Veränderungen, die es im kulturellen Gedächtnis der Moderne so in Friedenszeiten noch nicht gab, die Ungewissheit und Unsicherheit, was in Zukunft sein wird, so deutlich und mächtig. Für die Zivilgesellschaft, für uns als Christenmenschen und für das jeweils persönliche Leben.

Blick zurück

Am letzten Februar-Wochenende 2020 hatten sich in Fulda fast alle leitenden Gremien des Kirchentages versammelt. Die Präsidialversammlung tagte, mit vielen Mitgliedern aus der Konferenz der Landesauschüsse und im Anschluss das Präsidium unter Vorsitz des Präsidiumsverbandes und im Beisein des hauptamtlichen Kollegiums. „Zukunft des Kirchentages“ hieß das Thema. Das Covid-19 Virus war ebenfalls bereits (seit Längerem)

präsent, jedoch doch eher beiläufig und nicht in der drängenden Relevanz, die sich dann mit steigender Geschwindigkeit Tag für Tag veränderte und mit den Bildern aus China und Italien deutlich machte, was eine solche Pandemie für Europa und die Welt bedeuten kann.

Ab 12. März haben wir dann entschieden, auf absehbare Zeit keine Präsenzsitzungen mehr abzuhalten, am 17. März haben wir in Fulda, zeitgleich auch in der ÖKT-Geschäftsstelle in Frankfurt am Main, allen Mitarbeiter*innen das temporäre Homeoffice empfohlen, und zurzeit (Anfang Juni) arbeiten fast alle noch von zu Hause aus.

Kirchentag im digitalen Raum

Kirchentag lebt von Begegnung, kreativem Austausch und Gemeinschaft. Das ist eines der Kennzeichen, weshalb Menschen sich für den Kirchentag engagieren. Und wie sollte dies alles nun rein digital funktionieren? Sehr dankbar bin ich, dass wir durch die beiden Standorte (Fulda und Geschäftsstelle) seit einigen Jahren begonnen haben, viel in den digitalen Raum zu verlegen, sodass Menschen von überall her auf Dokumente zugreifen und arbeiten können, dass wir früh mit Videokonferenzen begonnen haben und dies als Kommunikationsform bereits vielfach eingeübt war.

So sind wir auch das Wagnis eingegangen, alle Projekt-kommissionen (selbst die Auswahl der neuen Lieder für das Ökumenische Liederbuch für Frankfurt) virtuell stattfinden zu lassen. Zusätzliche methodische Schulungen

und regelmäßige „offene Kaffeestunden“, aber auch das Weiterführen unserer Montagsandachten im Kirchentags-haus in Fulda haben dazu beigetragen, dass wir uns weiter verbunden und arbeitsfähig fühl(t)en. Was für ein Geschenk und bei Weitem nicht selbstverständlich.

Dringlichkeit der Themen des Ökumenischen Kirchentages

Zugleich: Jede und jeder wird beim Lesen dieser Zeilen seine eigenen Erfahrungen der letzten Monate hier eintragen, das Auf und Ab, auch die große Unterschiedlichkeit an Belastung in dieser herausfordernden Zeit. Es ist bei Weitem noch nicht absehbar, was sich alles verändert hat und noch verändern wird. Für Kultur, Wirtschaft und Politik, für die Jüngsten und die Älteren in der Gesellschaft, für das, was Mitte und Ränder genannt wird.

Dies sind genau die Themen, die vor einem Jahr entschieden worden sind als Schwerpunkte für den 3. Ökumenischen Kirchentag und die nun neue Dringlichkeit erfahren: Christsein im 21. Jahrhundert, das Wie und Was von Zusammenleben, die Bewahrung der Schöpfung sowie Wirtschaft, Macht und internationale Verantwortung.

Blick nach vorn

Damit nun ein Blick nach vorn: Wie kann ein Ökumenischer Kirchentag unter Corona-Bedingungen aussehen? Diese Fragen stellen wir uns gemeinsam mit unserem Partner für den ÖKT, dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken, im Gespräch mit einladender Landeskirche und Bistum, Stadt und Land und den vielen, die den ÖKT vor Ort vorbereiten. Tun dies intensiv und durchaus auch kontrovers. Wir sind dabei, gemeinsam zu prüfen, was möglich ist. Im Auf und Ab von Sorge und Mut, getragen von Zuversicht und Demut. Mit dem Wunsch, alle mitzunehmen und neue Visionen für einen veränderten Ökumenischen Kirchentag zu entwickeln.

Kein „Ganz oder gar nicht“

Wenn ich mit Mutlosigkeit beginne: Wie soll das gehen, wenn wir noch nicht wissen, wann ein Impfstoff gefunden wird, wie soll man sich das konkret mit Abstandsregeln und Hygieneschutz vorstellen?

Kirchentag ist Singen in der überfüllten Straßenbahn, Anstehen vor Hallen und neue Freundschaften schließen, Kerzenmeer dicht an dicht und ohne Platzangst. Tausende

Bläser beim Großgottesdienst und dazu das gemeinsame Übernachten in Schulen oder privat und vieles mehr. Da kann man kleinmütig werden. Es gibt eine Verantwortung für die, die kommen, und die, die vorbereiten und mitwirken. Also: Ganz oder gar nicht? Nein.

Was möglich werden kann und soll

Der Ökumenische Kirchentag steht für das, was möglich werden kann und soll. Von manchen Bildern werden wir uns verabschieden müssen, von anderen nicht, und neue werden entstehen. Verbunden mit der Verheißung: Es ist gut, es ist notwendig, zu feiern, DASS Austausch, Begegnung, Gemeinschaft stattfinden kann und wird. Das WIE wird sich entwickeln.

Wir sind damit nicht alleine: Kirchentag und Ökumenischer Kirchentag sind eine einzigartige Großveranstaltung, doch gibt es andere, die mit ähnlichen Fragen umgehen (müssen), so wie die Frankfurter Buchmesse, die im Herbst 2020 aller Voraussicht nach stattfindet, das zeitgleich mit dem ÖKT stattfindende Turnfest in Leipzig, der große Hessentag in Fulda Ende Mai 2021 und vieles andere.

Das Leitwort (Mk 6,38) weist uns dabei den Weg:

Schaut hin, was möglich ist. Unter Corona-Bedingungen. Im Wissen um die Sehnsucht nach und die geistliche wie zivilgesellschaftliche Notwendigkeit von Begegnung und Austausch.

Schaut hin und seid wachsam. Was verändert sich in der Gesellschaft durch, mit und nach Corona?

Schaut hin, auf Frankfurt. Schaut hin auf die Gemeinschaft, schaut hin auf die Gaben Gottes, schaut hin auf die Sendung der Christen in die Welt – was ist, was kann sein, was will Gott von uns?

Schaut hin, was jetzt und in Zukunft möglich ist – für die Kirchen und den christlichen Glauben im 21. Jahrhundert, für das menschliche Zusammenleben, für die Bewahrung der Schöpfung und in dem, was zeitgemäßes Wirtschaften, Umgang mit Macht und Kapital bedeutet. Welche Werte leben wir?

Vertrauen auf Gott

Wir haben bisher noch kein ganz klares Bild, wir arbeiten daran. Dazu braucht es Risikomanagement, gute Haushaltsplanung, effiziente Leitungsentscheidungen und vor allem Vertrauen auf das, was Gott uns schenkt und zutraut (vgl. Mk 6, 34-44).

BLEIBT GESEGNET, GESUND UND ZUVERSICHTLICH!

Kirchentag zwischen Stadt und Land

Von Fulda in die Großstädte, mit Gästen aus aller Welt und Menschen aus unterschiedlichsten Orten, die Kirchentag mitgestalten und lebendig halten.



foto@rammler.com

Warum ist der Deutsche Evangelische Kirchentag eigentlich in Fulda verortet? Dazu gibt es ganz verschiedene Antwortversuche: Einmal durch familiäre Verbindungen bei der Gründerfigur Reinhold von Thadden-Trieglaff. Dann als gewisses konfessionelles Zeichen, abseits protestantischer Kernlande im Raum eines konservativ römisch-katholischen Bistums.

Als dritter und bestimmt nicht letzter, jedoch meines Erachtens wirkmächtigster Grund: Fulda ist in der Mitte Deutschlands gelegen, gut zu erreichen, war in der Zeit der Teilung „Zonenrandgebiet“, verbindet Nord und Süd, Ost und West und auch: Stadt und Land. Fulda – eine (kleinere) traditionsreiche Stadt, an deren Rändern es rasch ländlich wird. Die, wie es der in Stein gehauene Dom als Mittelpunkt ausdrückt, auf Stabilität gründet und spätestens seit dem ICE-Anschluss zugleich von Mobilität und Pendeln geprägt ist.

Von Beginn an fanden die Kirchentage selbst nur in Städten statt, in großen Städten, in Metropolen mit klarem Zentrum. Manche Städte sind schon mehrfach zu Gastgeber*innen geworden. Das hängt am Raumbedarf, an der Bereitschaft, sich für dieses einzigartige Ereignis zu öffnen, und auch an den Themen, die jede Stadt mitbringt, die den Kirchentag herausfordern und sein Profil schärfen.

Es ist schon ein wundersames Zusammenspiel: Auf der einen Seite der Kirchentag mit seiner gewachsenen komplexen Vorbereitungsstruktur, seinen über die Jahre entwickelten Abläufen an Themenfindung und Umsetzung in seiner seit 1951 in Fulda beheimateten Zentrale

und auf der anderen Seite der Wanderzirkus einer Geschäftsstelle, die in der jeweiligen Kirchentagsstadt immer wieder neu aufgebaut wird.

Mit Menschen, die Erfahrungsträger*innen sind für den Kirchentag, und anderen, die sich für ein Jahr auf das Abenteuer Kirchentag einlassen, vor allem aber immer auch in Auseinandersetzung und enger Anbindung an die Stadt selbst. Kirchentag weiß aus Erfahrung: Je stärker er sich auf die kommunale und kirchliche Landschaft vor Ort einlassen kann, auf die dort vorhandene Kultur, umso nachhaltiger wird es. So entstehen Haft- und Knotenpunkte. Zugleich gilt es immer die Balance zu halten: Der Kirchentag wird ja nicht für eine Stadt oder Region ausgerichtet; das Programm soll für alle passen, die aus dem In- und Ausland kommen. Diese Balance, dieses Austarieren ist immer wieder ein Abenteuer und gelingt mal besser und mal weniger.

Ich bin der festen Überzeugung, dass die Auseinandersetzung zwischen dem festen Standort Fulda und der mobilen Kirchentagsgeschäftsstelle, zwischen dem Vor-Ort-Sein und In-der-Welt-Sein, mit all den Menschen, die von überall her zum Kirchentag kommen und daran mitwirken, die an unterschiedlichsten Orten, ob auf dem Land, in Dörfern, Klein- oder Großstädten leben und ihre Erfahrungen mit in den Kirchentag eintragen, diesen so lebendig machen.

Ihre Julia Helmke

Es grüßen Dich die Freunde.

3. Johannes 1,15



Werden auch Sie Mitglied im *Verein der Freundinnen und Freunde des Deutschen Evangelischen Kirchentages e.V.*



ClimatePartner[®]
klimateutral
Druck | ID: 11077-1310-1001



Das Magazin wird gedruckt auf Circlesilk Premium White, 100% Altpapier.

Der Kirchentag

... ist mehr als das Treffen alle zwei Jahre, wenn Hunderttausende fünf Tage ein Fest des Glaubens mit Gottesdiensten, Bibelarbeiten und Musik feiern und bei einer Fülle von Veranstaltungen sozi-

ale, ethische, politische und religiöse Themen diskutieren. Kirchentag ist eine Bewegung, die auch zwischen den Großereignissen lebendig ist.

Das Magazin

Was zwischen den Kirchentagen geschieht, was geplant, gedacht und diskutiert wird, beim Kirchentag und in der Gesellschaft, darüber informiert „Der Kirchentag – Das Magazin“ viermal im Jahr aus erster Hand.

Bestellen können Sie das Magazin für 20 Euro jährlich (Ermäßigung für Einzelne und Gruppen auf Nachfrage) per E-Mail: abo@kirchentag.de
Weitere Informationen zum Magazin: www.kirchentag.de/magazin

Der Verein

Der Kirchentag braucht Unterstützung! Werden auch Sie Mitglied im Verein der Freundinnen und Freunde des Deutschen Evangelischen Kirchentages, damit diese große protestantische Laienbewegung auch weiterhin Bestand hat. Gestalten Sie die Zukunft des

Kirchentages mit! Als Mitglied erhalten Sie das Magazin kostenlos zugeschickt. Fragen zum Förderverein beantwortet Ihnen gerne Anja Elm-Kremer, Telefon: 0661 96950-31, E-Mail: kremer@kirchentag.de
www.kirchentag.de/fördermitglied